

Ludwig Halirsch's literarischer Nachlaß, herausgegeben von Johann Gabriel Seidl. Erstes Bändchen 208 Seiten. Zweites Bändchen 236 Seiten. 8. Wien, Druck und Verlag von Karl Gerold. 1840.

Schon das „Konversationslexikon der neuesten Zeit und Literatur“ (Leipzig, F. A. Brockhaus. 1833. 2. Band, Seite 323) enthielt am Schlusse eines Artikels über den 1832 zu Verona im 30. Lebensjahre verstorbenen österreichischen Dichter Ludwig Halirsch die Anzeige, daß der Vater desselben die Absicht habe, den literarischen Nachlaß seines Sohnes herauszugeben. In dessen verzögerte sich diese Herausgabe 5 Jahre lang, bis im Jahre 1838 der Vater Dr. Thomas Halirsch, der hauptsächlich als Mitredacteur der von ihm und Schultes gegründeten „Annalen der österreichischen Literatur“ sich einen Namen gewonnen hat, dieselbe dem rühmlichst bekannten Dichter J. G. Seidl anvertraute, der als ein Jugendfreund des Verstorbenen sich wohl mehr, als jeder Andere, dazu eignete, wie auch die von ihm mit eben so viel Liebe, als Wahrheit über Ludwig Halirsch gegebenen biographischen Andeutungen beweisen. In diesen Andeutungen, welche die vorliegende Sammlung einleiten, heißt es Band 1, Seite 35: „Halirsch hatte Selbstkenntniß und Bescheidenheit genug, um einzusehen, wie weit er noch von dem ihm vorschwebenden Ziele entfernt war; ja es machte ihm in seinem öfteren Trübsinn die bittersten Stunden, daß er an seinen Kräften verzweifelte, dieses Ziel zu erreichen.“ Diese Verzweiflung spricht sich öfters, wie in seinen früheren Werken, so auch in diesem literarischen Nachlaß, z. B. Band 1, Seite 132 in dem Gedichte, „Trennung von der Muse,“ aus. Ueberhaupt aber verläugnet auch nicht ein einziges von Halirsch's Gedichten die melancholische Stimmung seines Wesens, den schwärmerischen Grundton seines Charakters. Selbst durch die heiteren Lieder schimmert er, um mich der Worte des unbefangenen und geistreichen Kritikers Lumaü zu bedienen, wie ein bleicher Mondstrahl durch grünes Laubwerk. Die bedeutendste Dichtung dieses Nachlasses ist ohne Zweifel „der Meister Tod“ in sechs größeren Gesängen, die voll höchst poetischer Gedanken, aber hier und da mangelhaft in der Form sind. Das Ganze endigt mit den Worten:

„Den Tod nicht fürchten, hangen nicht am Leben,  
Die Schöpfung nur erkennen in der Einheit,  
Und immer nur die Einheit anzustreben  
Dies ist das Ziel in seiner vollen Reinheit.  
Das Ziel, das siegreich über Nacht und Grauen,  
Das Ziel, das über Selbstsucht und Gemeinheit  
Zum Himmel aufragt, zu dem ewigblauen,  
Fest wurzelnd in dem Mutter Schooß der Erden;  
Zu diesem Leuchthurm laßt empör uns schauen,  
Damit wir in der Fahrt nicht irre werden.“

An diese Hauptdichtung schließt sich unter der Aufschrift: „Frühlingsreise durch Italien,“ Fragmente aus dem Tagebuche eines Enthusiasten, eine Reihe von Gedichten, in denen ebenfalls Lebensfreude und Melancholie sich mischen, manchmal auch Künstelei ihr Spiel treibt und eine Heine'sche Ironie ihre Funken sprüht, wie z. B. in den Bildern aus Verona und Venedig. Was sodann die beiden Novellen, die den zweiten Band bilden, anlangt, so tragen auch diese Halirsch's eigenthümlichen Charakter an sich. Die erste, „die jungen Herzen,“ ist etwas weitschichtig in der Darstellung. Sie schildert auf idyllische Weise das Leben einer Familie und berührt das Hoffmann'sche Element des Spukes. Dieß zeigt sich deutlich in dem Schicksal der handelnden Personen, besonders deutlich aber in der Scene, wo der Geliebte, der Geliebten gegenüber, dem Dämon „Troß“ unterliegt. Noch klarer und offener aber waltet dieses Hoffmann'sche Element in der zweiten Novelle, „Belladonna,“ deren Vorzüge eine reichere Erfindung, eine lebendige Darstellung und glückliche Charakterschilderungen sind. Wir lernen hier das Staatsleben in Florenz unter Cosmus v. Medici von seiner dunkelsten Seite kennen. Das Ganze ist ein Leichenbild, in dessen tiefe Nacht auch nicht ein einziger Lichtblick fernher hineindämmert. Alles darinnen ist Vernichtung. — Wir gedenken noch anerkennend der geschmackvollen äußeren Ausstattung des Werkes und wünschen diesem, als literarischem Vermächtniß des nicht gewöhnlichen Talentes eines deutschen Dichters, welcher, wie J. G. Seidl sich äußert, gewiß sanfter in fremder Erde läge, wenn nur ein Fünkchen der Liebe, mit welchem er an seinem Vaterlande hing, von diesem aus, wie ein tröstlicher Stern, auf sein fernes Grab hinüber sprühete, einen recht ausgedehnten Kreis von Lesern.

Adolf Bube.